

WOLFRAM FISCHER

SOZIALE UNTERSCHICHTEN IM ZEITALTER DER FRÜHINDUSTRIALISIERUNG

Wenn wir von sozialen Unterschichten im Zusammenhang mit dem Prozeß der Industrialisierung sprechen, denken wir unwillkürlich an die Fabrikarbeiterschaft. Es liegt daher nahe, unser Thema als eine Frage nach der Entstehung der industriellen Lohnarbeiterschaft aufzufassen.¹ In der Tat möchte ich mich auch im wesentlichen auf diese Frage konzentrieren; doch sei gleich eingangs bemerkt, daß, wie immer wir auch die Periode der Frühindustrialisierung zeitlich abgrenzen, das Thema „soziale Unterschichten“ damit bei weitem nicht ausgeschöpft ist, ja daß wir uns den Zugang zur Beantwortung wesentlicher Fragen nach Herkunft, Zusammensetzung, sozialer Bewertung und Lebensgefühl der Fabrikarbeiterschaft verbauen, wenn wir unseren Blick zu eng auf diese selbst richten. Deshalb müssen andere Gruppen, die sog. „unterbäuerliche Schicht“, die Handwerks- gesellen, die bald agrarisch, bald gewerblich tätigen Tagelöhner, die ländliche und städtische Heimarbeiterschaft, die Dienstboten und ebenso das herren- und heimatlose Volk der Bettler und Vagabunden einbezogen werden, auch wenn wir sie hier nur als Reservoir für die gewerblich-industrielle Unterschicht behandeln können.

Den Entstehungsprozeß dieser Gesellschaftsschicht zeitlich abzu- grenzen macht erhebliche Schwierigkeiten. Wenn hier vom Zeitalter der frühen Industrialisierung gesprochen wird, so ist damit im engeren Sinne der Anfang des mechanisierten und motorisierten Produktionsprozesses gemeint, also die Zeit vom späteren 18. Jahr- hundert bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Nun ist diese Periode zwar technologisch und ökonomisch einigermaßen sinnvoll zu iso- lieren, nicht jedoch soziologisch. Wenn wir nämlich nach der Herkunft der Fabrikarbeiterschaft für diese frühe Zeit der Fabrikindustrie fragen, so stoßen wir sofort auf die Arbeiterschaft in den älteren gewerblichen Produktionsstätten der Heimarbeit, der Manufaktur und des Handwerks. Wir können unsere Frage nicht beantworten,

¹ Diesem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, der am 1.11.1962 auf einer deutsch-franzö- sischen Historikerkonferenz in Paris gehalten wurde.

ohne auch auf diese einzugehen. Zeitlich werden wir daher öfters weiter zurückgreifen müssen, oft bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.

Räumlich beschränkt sich unsere Betrachtung auf das deutsche Sprachgebiet, jedoch nicht auf Deutschland im Sinne des späteren 19. Jahrhunderts. Schon der ausgezeichneten Quellenlage wegen, aber auch wegen ihrer Bedeutung für die Frühindustrialisierung Mitteleuropas wird die östliche Schweiz z.B. einbezogen. Eine auch nur annähernd gleichwertige Behandlung der vielen verschiedenen Wirtschaftslandschaften dieses deutschen Sprachraumes ist ausgeschlossen, da nicht nur die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zu sehr differieren, sondern auch Quellenlage und -aufbereitung höchst ungleichmäßig ist. Daher werden wir vor allem exemplarische Einzelfälle herausgreifen müssen. Die Schwäche dieser Methode, die Ungewißheit darüber, wie weit ein Beispiel typisch ist, muß in Kauf genommen werden. Doch scheint mir die genaue Betrachtung konkreter Fälle immer noch besser als die zu große Vereinfachung, die in der Konstruktion allgemeiner Entwicklungslinien für einen so komplexen Raum mit seinen vielfältigen Traditionen und unterschiedlichen gewerblichen und sozialen Strukturen liegt.

I

Der „Stand“ der „Standeslosen“ ist in der europäischen Geschichte aus mehreren Gründen schwer zu fassen. Standeslosigkeit ist eine nur negative Bestimmung und Zusammenfassung für eine Vielzahl verschiedenartiger Existenzen, die in der traditionellen Ständeordnung keinen Platz hatten. In einer begrenzten und relativ stabilen Gesellschaftsordnung mag man vom „Stand der Armut“ sprechen können, der wenn auch außerständisch, so doch „gottgewollt“ und den eigentlichen Ständen als Aufgabe gegeben sei, somit auf sie bezogen bleibe. Daß dieser außer- und unterständische „Stand der Armut“ schon im mittelalterlichen Europa vorhanden ist, steht außer Zweifel, auch daß er immer wieder als ein soziales Problem empfunden wurde, besonders wenn in Kriegs- und Krisenzeiten viele Grenzexistenzen in ihn geschleudert wurden. Da er aber in der Idee und Rechtsordnung der ständischen Welt nicht existiert, da er immer nur Objekt der eigentlich ständischen Schichten ist, tritt er in seiner Eigenart nur dunkel in Erscheinung. Auch scheint ihm von jeher ein Element besonderer Fluktuation zu eigen. Mit einem seiner wesentlichen Merkmale, der Eigentumslosigkeit, fehlt ihm ein entscheidender Fixpunkt für seine rechtliche und soziale Bindung und damit für seine sozialgeschichtliche Identifikation. Auf dem Lande erscheint der „Pauper“, wie er seit dem späteren 18. Jahrhundert mehr und mehr genannt

wird, meist nur als Einlieger oder als unverheiratetes Gesinde, sehr oft wahrscheinlich ohne eigene Feuerstätte und wird schon daher bei den meisten der älteren Zählungen nur sehr unvollkommen erfasst. In der Stadt fehlt ihm im allgemeinen das Bürgerrecht, meist auch die Steuerbarkeit. Im Pauper-, im Pöbelstand versammeln sich alle, die sozial und rechtlich aus irgendeinem Grunde „heimatlos“ sind, sei es, weil es ihre Eltern schon waren und sie selbst den Aufstieg in eine ständische Schicht nicht geschafft haben, sei es, weil sie selbst ständische Bindungen und Rechte verloren haben: als Leibeigene, die in einen Stadtverband flüchteten, als unzüchtige, nicht zur Meisterschaft gekommene und vermögenslose Handwerker oder einfach als nichterbender „Bevölkerungsüberschuß“ überall dort, wo der Vermehrung der agrarischen oder gewerblichen Tragfähigkeit einer Landschaft nach Sitte, Recht und jeweiligem Stand von Technik und Wirtschaft Grenzen gesetzt sind. Dieser Stand der Standeslosen als unterste Schicht fängt aber auch alle die auf, die ohne zwingende objektive Gründe aus subjektivem Verschulden sich die Zugehörigkeit zu einem „ehrbaren“ Stande verschert haben, die Arbeitsscheuen, Verwahrlosten und Verkommenen. Damit erhält er den negativen Wertakzent, den ihm die „Gesellschaft“ vom Maßstab ihrer „Ehrbarkeit“ und Moral aus gibt.

Seit der Reformation und der Entwicklung des protestantischen Arbeitsethos nimmt die negative Wertung der Armut überhand. Armut wird Verschulden und mit sittlichem Tiefstand gekoppelt. Zwar gibt es nach wie vor den ehrlichen, weil arbeitsamen Armen, besonders die Witwen und Waisen, um deren wirtschaftliche und soziale Hebung sich Pfarrherren und Armenpfleger, Philanthropen und schliesslich der Merkantilstaat bemühen. Aber sie werden mehr und mehr als Einzelfälle aufgefaßt, die vor dem gänzlichen Absinken in die Schicht des gesellschaftlichen Bodensatzes bewahrt werden müssen. Diese Schicht selbst scheint durch Indolenz, Faulheit und Böswilligkeit gekennzeichnet. Erziehung zur Arbeitsamkeit, zur „Industrie“ gilt daher als das wesentlichste Mittel, der Armut Herr zu werden, den Stand der Standeslosen aufzulösen und in die Gesellschaft einzugliedern. Das Arbeitshaus, das in bezeichnender Weise oft Zuchthaus und Waisenhaus koppelt, wird zum Instrument solcher Politik. Die uns heute unbegreiflich erscheinende Vermengung der Armen- und Waisenkinder mit Tagedieben, Bettlern und Verbrechern in diesen Anstalten wird verständlich von der Auffassung, daß Arbeitssamkeit dasjenige sei, was beide Kategorien erlernen müssen, daß nur Fleiß, Sittsamkeit und Strebsamkeit sie aus Armut und Verwahrlosung herausführen können. Das Lob der Kinderarbeit, das das ganze 18. Jahrhundert durchzieht und noch bis in die vierziger Jahre

des 19. Jahrhunderts zu finden ist, bekommt von daher seinen Sinn.¹

Hatte das Mittelalter das Problem der Armut theologisch zu deuten versucht, so sieht das 16. bis 18. Jahrhundert es mehr und mehr moralisch. Das 19. Jahrhundert wird es schliesslich wesentlich ökonomisch und soziologisch zu begreifen lernen und schliesslich bei Marx das theologische wie moralische Element gänzlich leugnen. Wir werden diesen Wandel der Betrachtungsweisen im Auge behalten müssen, wenn wir uns diesem meist nur global, durch die Brille der „Gesellschaft“ betrachteten Stand der Standeslosen zuwenden. Denn manche zu beobachtenden Wandlungen seiner sozialen Existenz scheinen mehr im Wandel des Betrachters zu liegen als in dem des Gegenstandes.

Schon die allgemeinste Beobachtung, die fast allen Betrachtern vom 17. bis ins 19. Jahrhundert gemeinsam ist, daß nämlich der Stand der Standeslosen im Verhältnis zur Bevölkerung überproportional anwachse, bedarf einer kritischen Nachprüfung, für die die Materialien noch längst nicht genügend aufbereitet sind. Bereits für das 15. und 16. Jahrhundert kann man nämlich in einzelnen Städten und Regionen den Anteil der unterständischen Schichten auf 20% und mehr der Bevölkerung berechnen.² Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, noch ehe der Industrialisierungsprozeß im engeren Sinne auf dem Kontinent eingesetzt hat, macht er in einzelnen Städten und Regionen ein Drittel, ja die Hälfte der Gesamtbevölkerung aus. So erreichte die Zahl der Beisassen in Basel im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts fast die Zahl der Bürger: nach der amtlichen Volkszählung von 1779 standen 7 607 Bürgern 7 433 Nicht-Bürger gegenüber, und in der Zeit von 1776 bis 1786 kamen auf 193 bürgerliche Geburten 161 Geburten in Familien von Schutzverwandten.³ Wenn auch ein kleiner Teil der Nicht-Bürger aus wohlhabenderen Kreisen stammen kann, z.B. aus auswärtigen Kaufleuten besteht, die in der Stadt nicht das

¹ Für die „negative Wertung der Armut“ und das „Lob der Kinderarbeit“ im 16.-18. Jh. gibt es zahllose zeitgenössische Beispiele. Sie sind z.T. angeführt bei W. Sombart, Die Arbeitsverhältnisse im Zeitalter des Frühkapitalismus (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 44, 1917/18), K. Hinze, Die Arbeiterfrage zu Beginn des modernen Kapitalismus in Brandenburg-Preußen 1685-1806, 2. Aufl. Berlin 1963, aber auch in Schriften wie Wilhelm Traphagen, Die ersten Arbeitshäuser und ihre pädagogische Funktion, Berlin 1935. Zeugnisse aus den dreißiger und vierziger Jahren d. 19. Jhs. sind angeführt bei W. Fischer, Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden, Berlin 1962, S. 344 f.

² E. Maschke, in einem noch unveröffentlichten Vortrag: Soziale Unterschichten im Spätmittelalter.

³ H. Mauersberg, Wirtschafts- und Sozialgeschichte zentraleuropäischer Städte in neuerer Zeit. Dargestellt an den Beispielen von Basel, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover und München, Göttingen 1960, S. 133.

Bürgerrecht erwerben wollen, so muß die große Mehrzahl der Nicht-Bürger doch den untersten sozialen Schichten der Tagelöhner, nicht-zünftigen Handwerker, Heimarbeiter, Gelegenheitsarbeiter und dem Gesinde zugerechnet werden. Das ganze 18. Jahrhundert befaßt sich denn auch der Rat in Basel immer wieder mit der Besorgnis erregenden Frage, „Woher es komme, daß die Zahl der Hintersassen zunehme und die der Bürger abnehme.“¹ Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Frankfurt oder Hamburg. Hatte in Frankfurt die Zahl der Bürger zu der der Beisassen in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts sich noch wie 3:1 verhalten, so machten 1811 die Bürger von 38 271 Einwohnern nur noch 10 176 (allerdings ohne Kinder) aus, waren also (mit Kindern) auf etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung abgesunken.² In Hamburg hatte die Zahl der Schutzverwandten die der Bürger offenbar schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts erreicht, wobei noch besonders zu beachten ist, daß außer den Schutzverwandten, die 1759 auf ca. 4 000 Personen geschätzt und 1765 mit 5 442 genauer ermittelt wurden, noch gegen 3 300 Personen in der Stadt leben, die weder Bürger noch Schutzverwandte sind, sondern gar keinen rechtlichen Status haben, auch nie eine Abgabe zahlten. Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Bürger in der gesamten Einwohnerschaft jedenfalls eindeutig in der Minderheit.³ In Barmen machen 1816 die Tagelöhner, Handarbeiterinnen und häuslichen Bediensteten 56,1% aller Berufstätigen aus. Mit den Gesellen und Lehrlingen sind es sogar 64,7%, die zu der sozialen Unterschicht zu zählen sind.⁴ Auch hier stellen also die Schichten unterhalb des selbständigen Hand- oder Lohnwerkers bereits mehr als die Hälfte der Bevölkerung. Eine starke Zunahme der Unterschicht läßt sich zwischen dem letzten Drittel des 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts auch für Räume mit rein oder vorwiegend agrarischem Charakter belegen. So vermehrte sich z.B. in dem Fürstentum Lippe-Deimold die Zahl der landlosen Einlieger von 3 500 im Jahr 1789 auf 8 000 im Jahr 1848, d.h. um 128%, während die Zahl der „Kolonate“ (Groß-, Mittel- und Kleinbauern) in der gleichen Zeit nur von 5 700 auf 7 600, also um 33% zunahm.⁵ Dabei lassen sich deutliche Unterschiede zwischen solchen Agrarlandschaften erkennen, in denen der bäuerliche Voll-

¹ ebd. S. 132.

² ebd. S. 138.

³ ebd. S. 143 ff.

⁴ W. Köllmann, *Sozialgeschichte der Stadt Barmen im 19. Jahrhundert*, Tübingen 1960, S. 94.

⁵ W. Conze, *Vom „Pöbel“ zum „Proletariat“*. Sozialgeschichtliche Voraussetzungen für den Sozialismus in Deutschland, in: *Vierteljahrschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 41 (1954), S. 340 nach H. Hitzemann, *Die Auswanderung aus dem Fürstentum Lippe*, Phil. Dissertation Münster 1953 (Maschschr.) S. 29.

besitz nicht nur wirtschaftlich, sondern auch gemeinderechtlich sich in stärkerem Gegensatz zu besitzlosen Unterschichten befindet, wie in Braunschweig,¹ und solchen, in denen der Übergang fließend ist. Im Zürcher Oberland z.B. ist schon im 17. und 18. Jahrhundert zu beobachten, daß die Gemeinden mit besseren bäuerlichen Besitzrechten und einer größeren Allmende sich erfolgreicher gegen die Vermehrung der unterbäuerlichen Schicht wehren als die mit einer wirtschaftlich und politisch schwachen Vollbauernschicht.² In einem in sich sehr unterschiedlich strukturierten Staat wie Preußen macht kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts (1846) die gesamte Lohnarbeiterschaft in gewerblicher wie agrarischer Tätigkeit 45% der männlichen Personen über 14 Jahre aus, und die Zahl der wirtschaftlich selbständigen Grenzexistenzen ist auf weitere 10 bis 15% geschätzt worden, so daß mehr als die Hälfte, vielleicht fast zwei Drittel der Bevölkerung zur Unterschicht unterhalb der Vollbauern und Handwerksmeister gezählt werden müssen. Doch scheinen, wenn man den preußischen Statistikern glauben darf, in Preußen insgesamt die Unterschichten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon nicht mehr stärker zugenommen zu haben als die Gesamtbevölkerung, nämlich um ca. 60% von 1816 bis 1846. Nur Fabrikarbeiter und Handwerksgehilfen hatten eine überproportionale Zunahme, die Zahl des Gesindes stieg dagegen nur um 17% an und blieb damit weit unter dem Durchschnitt des Bevölkerungszuwachses, während die Tagelöhner mit 67% ihn nur unwesentlich überstiegen.³

Immerhin steht zweifelsfrei fest, daß, was immer die Relation der ständisch Gebundenen zu den unterständischen Schichten in älteren Zeiten gewesen sein mag, beim Einsetzen des Mechanisierungsprozesses der Anteil der Unterschichten an der Gesamtbevölkerung in vielen Städten und Regionen schon enorm hoch ist und daß er nur deswegen oft unterschätzt wird, weil die Unterschichten seltener aktiv oder auch nur aktenkundig werden als die rechtlich fixierten Stände, deren Aktionen und Schicksale sich in der Überlieferung soviel deutlicher verfolgen lassen, zumal wenn sie wie der höhere Bürger- und der Adelsstand selbst in mannigfachen literarischen Erzeugnissen zu ihrer sozialen Bewertung beigetragen haben.

¹ E. W. Buchholz, Die Bevölkerung des Raumes Braunschweig im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Industrialisierungsepoche, Phil. Dissertation Göttingen 1952 (Maschschr.)

² R. Braun, Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800 (Zürcher Oberland), Erlenbach-Zürich u. Stuttgart 1960, S. 38 ff.

³ Mitteilungen des Statist. Bureaus in Berlin 1, Berlin 1848, S. 68 ff. und Jahrbuch für die amtliche Statistik des Preussischen Staats 2, 1867, S. 231 ff.; vgl. auch W. Conze, a.a.O., S. 346 f.

Im Unterschied dazu sind die unterständischen Schichten ebenso wie die Handwerker und Bauern bis weit ins 19. Jahrhundert hinein wesentlich unliterarisch. Dennoch fehlt es an Selbstzeugnissen aus ihren eigenen Reihen nicht ganz. In Ulrich Braekers „Armen Mann von Toggenburg“ sind sie sogar in die Reihe der großen Literatur aufgerückt. In ihm spricht sich das Selbstverständnis nicht nur des schweizerischen Heimwebers aus. Wir dürfen Lebensgefühl und Arbeitshaltung dieser werkenden Häusler, Weber und Kleinsthändler getrost auch auf andere Textillandschaften wie die sächsische oder schlesische übertragen. „Ich pflanzte Erdäpfel und Gemüse und probierte alles, wie ich am leichtesten zurecht kommen möchte“, heißt es da. „Aber ich blieb immer so auf dem alten Fleck stehen, ohne weiter vor, doch auch nicht hinterwärts zu rücken.“ Das Bargeld wird ausgegeben, so wie es einkommt, denn es hatte nie „Reize für mich, als inwiefern ich's alle Tage zu brauchen wußte.“¹ Daher werden auch in Zeiten guter Beschäftigung und relativ hoher Löhne selten Rücklagen gemacht und die Familien, die ihr Leben an den „Baumwollfaden“ geknüpft haben, werden zu der ersten größeren sozialen Gruppe, die vom Auf und Ab eines unübersehbaren Marktes völlig abhängt. Ihre Entstehung, Ausbreitung und Lebenshaltung ist neuerdings am Beispiel des Zürcher Oberlandes minutiös untersucht worden, und wir sind daher in der Lage, den Ursprung der Textilarbeiterschaft dieser Landschaft bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts genau zurückzuverfolgen.²

Von der Welt einer anderen großen Gruppe, die das Reservoir der Industriearbeiterschaft im 19. Jahrhundert speisen wird, den preußischen Soldaten, Tagelöhnern, kleinen Beamten und Handwerkern berichten die Memoiren Karl Friedrich Klödens, dessen Vater aus adligem Stande zum Unteroffizier und Zolleinnehmer abgesunken war und der einen Teil seiner Jugend in Berliner Kasernen und westpreußischen Dörfern zugebracht hat, bis er schließlich bei einem Goldschmied in die Lehre gegangen ist.³ Selbst von einem unbändigen Aufstiegswillen angetrieben und auch in der akademischen Welt zu Erfolg und Ehren gekommen, ist er doch ein unverdächtiger Zeuge für jene Schicht an der Grenze von Kleinbürgertum und Proletariat, deren Schicksal dann im 19. Jahrhundert zu einem Leitthema von Sozialpolitik und Sozialkritik werden wird.

Braeker repräsentiert den ländlichen Heimweber der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Klöden das städtische Kleinbürgertum der

¹ U. Braeker, *Das Leben und die Abenteuer des Armen Mannes in Tockenburg (1781)*, ed. Karl Wilbrandt, Berlin 1910, S. 176 u. 186.

² R. Braun, a.a.O.

³ K. F. v. Klöden, *Jugenderinnerungen*, ed. Max Jähns, Leipzig 1874.

napoleonischen Zeit. Mit Karl Fischer (geb. 1841) ergreift dann zum ersten Mal ein moderner Fabrikarbeiter die Feder, dessen Erlebnisse zwar vorwiegend in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gehören, dessen Erinnerungen an seinen zur untersten Schicht des eben noch selbständigen, kaum existenzfähigen Handwerks zählenden Vater jedoch bis in den Beginn der Industrialisierung zurückreichen.¹ Er sieht die Welt des Arbeiters noch unbefangen; die marxistischen Kategorien und Erklärungsschemata sind für ihn noch keine Realitäten und sein Zorn gegen die „Oberen“, die Meister mehr noch als die Unternehmer, ist ganz persönlich und unreflektiert. Auch er ist daher ein ausgezeichnete Zeuge des Selbstverständnisses des kleinen Mannes.

Allen diesen literarisch gewordenen Selbstdarstellungen der Unterschicht – und vielen unbedeutenderen, hier nicht näher zu behandelnden² – ist eines gemeinsam: Die große Differenzierung, die der Stand der Standeslosen, der Armen und der Arbeiter bei ihnen findet. Während er der „Gesellschaft“, der bürgerlichen Sozialkritik vor allem, leicht als eine homogene Schicht erscheint, ist er dem Angehörigen der Unterschicht selbst eine vielgestaltige soziale Welt von eigenen Gesetzen, Werten und Unterschieden. Dieser soziale Mikrokosmos ist im einzelnen noch wenig erforscht; in seiner Darstellung muß daher vieles lückenhaft bleiben. Doch soll versucht werden, einzelne seiner sozialen Schichtungsmerkmale herauszuarbeiten.

II

Schon ihrer Herkunft nach ist diese Unterschicht äußerst bunt zusammengesetzt. Wie das Beispiel Klödens zeigt, kann im Extremfall sogar ein Adeliger in sie herabsinken. „Ungeratene“ Söhne und Töchter „ehrbarer“ Familien finden sich immer wieder in ihr und werden später zu ihren geistigen Führern zählen. Landwirtschaftliche und gewerbliche Grenzexistenzen vermehren sie, wenn sich wirtschaftliche Daten ändern, neue Produktionsprozesse aufkommen, Märkte

¹ P. Göhre (Hg.), *Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters*. 2 Bde., Leipzig 1903/04.

² Vgl. dazu A. Koch, *Arbeitermemoiren als sozialwissenschaftliche Erkenntnisquelle*, in: *Archiv f. Sozialwiss. und Sozialpol.* 1929. G. Eckert, *Aus den Lebensberichten deutscher Fabrikarbeiter. Zur Sozialgeschichte des ausgehenden 19. Jahrhunderts*, Braunschw. 1954. R. Stadelmann u. W. Fischer, *Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800. Studien zur Soziologie des Kleinbürgers im Zeitalter Goethes*, Berlin 1955. W. Fischer, *Quellen zur Geschichte des deutschen Handwerks. Selbstzeugnisse seit der Reformationszeit*, Göttingen 1957, und W. Fischer, *Arbeitermemoiren als Quellen für Geschichte und Volkskunde der industriellen Gesellschaft*, in: *Soziale Welt* 9 (1958), S. 288–298.

sich verschieben oder Krisen ausbrechen. Im wesentlichen aber speist die Armut sich aus sich selbst. So richtig es grundsätzlich sein mag, daß ihrer Fortpflanzung in der ständischen Welt Grenzen gesetzt sind durch die vielfachen rechtlichen und tatsächlichen Hemmungen, die ihrer Eheschließung, bürgerlichen Niederlassung und dem Ergreifen eines eine Familie ernährenden Lebensunterhaltes entgegengesetzt bleiben,¹ so sehr werden doch diese Grundsätze schon im 17. und 18. Jahrhundert ständig durchbrochen. Nicht nur in den Gebieten mit Realteilung vermehrt sich die kleinbäuerliche und unterbäuerliche Schicht durch fortwährende Parzellierung des Landbesitzes, auch in den Gebieten mit strengem Anerbenrecht gibt es für die unterbäuerliche Schicht, die ja meist nur an den Allmenden, kleinen Häuschen oder Hausteilen Eigentum besitzt, vielfache Möglichkeit der Gründung einer Grenzexistenz durch Nebenerwerb als Tagelöhner, als Diensthote oder im Sold eines Heeres, durch vorübergehende oder endgültige Auswanderung. Keine der vielen persönlichen oder dinglichen Bindungen an Herren, Orte oder Eigentum ist stark genug, wirklich die Fortpflanzung der unterständischen Schichten zu verhindern. Uneheliche Geburten können schließlich ebensowenig ausgemerzt werden wie die Flucht in die Stadt, die Annahme von Arbeit in anderen Territorien, etwa die „Hollandgängerei“ im niederländisch-deutschen Grenzgebiet oder die „Schwabengängerei“ in den Tälern der Schweiz. Die Auswanderung der Armen wird sogar direkt gefördert, und sie richtet sich nicht nur nach Übersee oder Ost- und Südosteuropa, sondern auch als Nahwanderung in eine wirtschaftlich bessere Gegend. Not macht erfinderisch: das gilt ganz gewiß von den Versuchen der unterständischen Schichten, ihr Leben irgendwie zu fristen. Soziologisch bedeutet dies, daß hier eine horizontale Mobilität schon zu einer Zeit selbstverständlich ist, als sie nach der Lehre und Sitte der herrschenden Gesellschaft noch wenig in Erscheinung treten dürfte. Das ist ja einer der Gründe, die zur moralischen Verurteilung dieser Bevölkerungsschicht führen. Sie ist heimat- und bindingslos. Da ihr eine auskömmliche Nahrung auf die Dauer nirgends wächst, muß sie es sein. Im zünftigen Handwerk als der untersten vollständigen städtischen Schicht ist diese Mobilität als eine vorübergehende in der Gesellenwanderung institutionalisiert. Wenn auch der Idee nach zur Ausbildung des Gesellen dienend, erfüllt sie doch außerdem die Funktion, den Markt auszugleichen. Viele Gesellen kehren von ihrer Wanderung nicht heim, sondern lassen sich dort nieder, wo ihnen Zunft- und Bürgerrecht und die Ehe mit einer Bürgers-

¹ Dieses Moment wird noch bei vielen Agrarhistorikern und Bevölkerungslehrern (z.B. Mackenroth) überbetont. Auch W. Conze, Vom „Pöbel“ zum „Proletariat“ (vgl. S. 419, Anm. 5), S. 337 scheint dieser Überbetonung noch zu erliegen.

tochter winken. Und viele, die nach der Rückkehr ihr Brot in der Heimat nicht finden, machen sich wieder auf die Walze, oft genug für ständig und somit die unterständische Schicht der Vagabunden und Bettler vermehrend. Andere siedeln sich auf dem Lande im zunftfreien Landhandwerk an oder als „Bönhasen“ und „Störer“ in einer Stadt unterhalb des zünftigen Handwerks, wo sie jene Grenzexistenzen bilden, die jederzeit bei persönlicher Erfolglosigkeit, allgemeiner wirtschaftlicher Krise oder strenger Durchsetzung der Zunftgesetze, die ihnen die Arbeit nimmt, in die Schicht der Armen absinken können. Daß dieses zunftfreie, unterzünftige Handwerk sich sowohl auf dem Lande wie in der Stadt überall im 17. und 18. Jahrhundert trotz des Zunftzwanges ausbreitet, steht zweifelsfrei fest.¹

Aber es bedarf nicht einmal unbedingt der Mobilität dieser Schichten. Wo die bisherige wirtschaftliche Tragfähigkeit durch Einführung neuer landwirtschaftlicher Methoden oder neuer Gewerbebezüge erweitert wird, findet diese unterständische Schicht neue Arbeitsmöglichkeit und damit die Grundlage ihrer Existenz und Vermehrung. Und das ist wenigstens in kleinem Umfang in ganz West- und Mitteleuropa, soweit wir zurückblicken können, ständig der Fall. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind Baumwolle und Seide die wichtigsten neuen Produkte, deren Verarbeitung ganze Landschaften zu heimgewerblichen Industrielandschaften macht. Textil-, Waffen- und Porzellanmanufakturen saugen in vielen Städten unterständische Bevölkerungskreise als Arbeitskräfte auf, wenn auch ihre Stammbelogschaft aus qualifizierten, importierten Arbeitern bestehen mag. Die Ausdehnung von Handel und Verkehr ernährt in den Handels- und Seestädten Scharen von Transportarbeitern und Dienstboten, und seit dem späteren 18. Jahrhundert finden unterbeschäftigte Bauern und Tagelöhner im Chausseebau – soweit er nicht als Fronarbeit betrieben wird – eine zusätzliche Erwerbsquelle.

Ein wichtiger, wenn auch oft unfreiwilliger Zufluchtsort der armen Leute sind die stehenden Heere des Absolutismus und umgekehrt werden sie, vor allem in Preußen, zu einer der großen Quellen des Proletariats. Der Anteil des Militärs an der Gesamtbevölkerung machte in Preußen das ganze 18. Jahrhundert mehr als 3% aus (1740 = 3,7%; 1786 = 3,3%), und in großen Garnisonstädten wie Berlin stieg er auf über 20%.² Ländliche, städtische und militärische Unterschichten lassen sich oft nicht genau scheiden, nicht nur wegen individueller Fluktuationen, sondern weil Stadt und Land oft nicht genau zu scheiden sind und weil die Soldaten, solange sie im Dienst sind,

¹ A. Skalweit, *Das Dorfhandwerk vor Aufhebung des Städtezwanges*, Frankfurt a.M. o.J.

² K. Hinze, *Die Arbeiterfrage zu Beginn des modernen Kapitalismus in Brandenburg – Preußen*, Berlin 1927, S. 36 f. u. 171.

meist in Garnisonstädten, als Beurlaubte – und das war der größere Teil – oft aber auf dem Land ihrem „bürgerlichen“ oder vielmehr unter-bürgerlichen Erwerb nachgehen. Ihr Sold hilft einerseits die ländliche Unterschicht zu ernähren, andererseits vermehrt er aber auch die Zahl der unterbeschäftigten, von den heimatlichen Erwerbsquellen nicht lebensfähigen Existenzen.¹

Schließlich gab es die zahlenmäßig wohl am schwersten zu erfassende, der Fluktuation am stärksten unterworfenen Schicht der fahrenden Leute, der Vagabunden und der Bettler, die, wie zahllose Quellen bezeugen, im 17. und 18. Jahrhundert mehr und mehr als Landplage empfunden und von Territorium zu Territorium abgeschoben wurden. Ob die Zunahme der Klagen über ihr Anwachsen eine tatsächliche Vermehrung bezeugt oder ob sich dahinter nur die Wandlung der Anschauungen über das Betteln verbirgt, sei dahingestellt. Auffallend bleibt jedoch, daß das industrialisierende 19. Jahrhundert dieses Problem, mit dem der Polizeistaat des 18. Jahrhunderts nirgends fertig wurde, bis auf wenige Reste beseitigt hat.

Aus allen diesen Quellen wird sich im 19. Jahrhundert die Fabrikarbeiterschaft speisen. Hinzu stoßen nun, wie übrigens schon z.T. in der Manufaktur- und Heimarbeiterperiode, die von Bauernbefreiung und Gewerbefreiheit freigesetzten, durch technische Neuerungen oder allgemeine wirtschaftliche Krisen ihrer Existenz beraubten Kleinbauern und Handwerker – also bisher ständische Schichten. Ihre Bedeutung für die Bildung der Fabrikarbeiterschaft wird allerdings meist überbetont. Der Grund hierfür liegt einmal in der Kritik der konservativen Zeitgenossen über die negativen Auswirkungen der Reformen und in den Klagen der Handwerker selbst, die, während sie früher die Konkurrenz von Störern und Pfuschern für eigene Mißerfolge verantwortlich machten, nun immer mehr in der Maschine den Quell ihrer wirtschaftlichen Bedrängnisse sehen. Überdies hat auch die bürgerliche Sozialkritik und Sozialwissenschaft auf das Phänomen des „vertriebenen“ Kleinbauern und des absinkenden Handwerkers früh ihr Auge gerichtet.² In Deutschland hat schließlich gegen Ende des Jahrhunderts mit den Untersuchungen über die sozialgeschichtlichen Folgen der Bauernbefreiung und den Enquêtes

¹ Über den Zusammenhang von Militärverfassung und Sozialverfassung im Preußen des 18. Jahrhunderts s. Otto Büsch, *Militärsystem und Sozialleben im Alten Preußen. 1713-1807. Die Anfänge der sozialen Militarisierung der preußisch-deutschen Gesellschaft* (Veröff. d. Berliner Hist. Komm. beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin Bd. 7), Berlin 1962.

² Die besten Beispiele sind G. Schmoller, *Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert*, Halle 1870, und G. F. Knapp, *Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens*. Leipzig 1887.

des Vereins für Sozialpolitik die systematische Erforschung des Schicksals von Bauerntum und Handwerk in der industriellen Gesellschaft begonnen.¹ Die heute sichtbaren Ergebnisse dieser Forschungen haben allerdings die Befürchtungen des 19. Jahrhunderts zum großen Teil nicht bestätigt. Zumindest muß man sehr differenzieren, sowohl wenn man die Frage der Freisetzung der Bauernschaft durch die Reform wie die des Ab- oder Aufstiegs von Handwerkszweigen im Prozeß der Industrialisierung betrachtet. Für die Landwirtschaft erscheinen die regionalen Unterschiede beträchtlich, nicht nur der Gegensatz Ostelbien und Westelbien, für das Handwerk sind die branchenmäßigen Differenzierungen wichtig. Der wichtigste Handwerkszweig, der schließlich im Laufe des 19. Jahrhunderts dieser Industrialisierung zum Opfer gefallen ist, ist der der Handwerker. Hier zeigen sich aber auch deutlich die Einschränkungen, die man machen muß, wenn man von der Vernichtung des Handwerks durch die Industrie spricht. In der Weberei konnte in der Tat nach Einführung des mechanischen Prozesses die Handarbeit auf die Dauer nicht mehr konkurrieren. Dieser, übrigens qualvoll lange Prozeß der Umstellung trifft aber nur in sehr beschränktem Umfang das sog. „alte Handwerk“. Erstens war die Weberei nur z.T. zünftig, besonders in den Reichsstädten, wo sie eine alte Tradition besaß, zum größeren Teil wurde sie aber als unzünftiges ländliches Heimgewerbe betrieben und zwar vor allem, seit die Mechanisierung des Spinnens viele Spinner freigesetzt und auf die einträglichere und erst Jahrzehnte später mechanisierte Weberei verwiesen hatte. Es waren also vor allem die ländlichen Unterschichten, die getroffen wurden – das schlesische Beispiel zeigt es besonders kraß – nachdem ihnen die Weberei in der ersten Phase der industriellen Revolution überhaupt erst die Existenz ermöglicht hatte. Zweitens bot sich vielen Handwerkern, die meist ja nicht als selbständige Existenzen angesprochen werden können, sondern zuvor von einem Verleger wirtschaftlich abhängig gewesen waren, die Existenz als Fabrikweber, die sie wirtschaftlich keineswegs schlechter stellte. Ob sie sich nun auf feinere Produkte umstellten, die vom Mechanisierungsprozeß erst später ergriffen wurden, ob sie an Handwebstühlen in zentralisierten Manufakturen und gemischten Betrieben arbeiteten – denn in der Frühzeit der Industrialisierung finden sich viele mechanische Spinnereien mit angegliederten Handwebereien –, oder ob sie bei der gradweisen Mechanisierung des Prozesses zu Arbeitern an Maschinen wurden: ihr Einkommen ver-

¹ C. Grünberg, Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlichbäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien. 2 Bde., Leipzig 1893/94. Verein für Sozialpolitik: Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland. 9 Bde., Leipzig 1895-97.

schlechterte sich nur dort, wo sie der überlegenen Konkurrenz hartnäckig trotzten, indem sie trotz technischer Neuerungen in ihrem Gewerbebezweig bei ihrer traditionellen Produktionsweise blieben.

Neben solchen Gewerbebezweigen, die durch das Aufkommen der Industrie vernichtet werden, – selten übrigens von heute auf morgen und ohne die Chance der individuellen oder kollektiven Umstellung – stehen sehr viele, die sich notorisch behauptet haben, z.B. die gesamten Bauhandwerke, daneben andere, denen die Mechanisierung der Produktion selbst neue Chancen bot, vielen Metallhandwerken z.B., und wieder andere, die durch die Industrie überhaupt erst entstanden sind.¹ Im ganzen gesehen hat sich jedenfalls die Zahl der Handwerker weder absolut noch relativ zu anderen Erwerbszweigen im 19. Jahrhundert vermindert, sondern zunächst noch vermehrt, dann erstaunlich stabil gehalten.²

Wie groß der Anteil der einzelnen Unterschichten an der entstehenden Fabrikarbeiterschaft war, läßt sich global nicht sagen. Nicht nur fehlen uns fast überall genaue Angaben, sondern die Verhältnisse variieren auch nach regionalen Traditionen und Verhältnissen, vor allem aber nach Industriezweigen. Drei Hauptlinien lassen sich mit einiger Sicherheit unterscheiden:

1. In der Textilindustrie, die der größte Arbeitgeber im Zeitalter der Frühindustrialisierung ist, überwiegen die ländlichen, vorher heimgewerblich tätigen Unterschichten. Hier ist aus technischen wie aus Gründen der Herkunft der Arbeiter die Zahl der Frauen und Kinder besonders hoch. Ähnliches trifft für den ebenfalls sehr arbeitsintensiven großen Zweig der Nahrungs- und Genußmittelindustrie zu, wo in den Zuckerfabriken z.B., oder in der noch lange manufakturrell betriebenen Tabakindustrie ebenfalls die Schicht der ländlichen Tagelöhner, der Frauen und Mädchen sehr hoch ist.

2. Im Bergbau und den Stahlwerken sowie der chemischen Industrie, besonders wo sie wie im Ruhrgebiet in einer nichtgewerblichen Landschaft entstehen, überwiegen die männlichen Arbeiter ländlicher Herkunft, die in Nah- und Fernwanderung in diese Zentren der modernen Großindustrie ziehen. Sie sind ehemalige Knechte und Tagelöhner, Kleinbauern und sonstige ländliche Grenzexistenzen vor allem aus solchen Regionen, die bisher nicht heimgewerblich erschlossen waren.

¹ Wie sehr schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Handwerk inneren Strukturverschiebungen unterworfen war, zeigt neben Schmoller (s. S. 425, Anm. 2) K. Abraham, *Der Strukturwandel im Handwerk in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts und seine Bedeutung für die Berufserziehung*, Köln 1955.

² W. Wernet, *Das gewerblich-kleinbetriebliche Element im modernen Industrialismus*, in: *Schmollers Jahrbuch* 74 (1954), S. 641-680.

Hier ist der Sprung von der Landwirtschaft zur Industrie besonders groß, einmal weil die Zwischenstufe des Heimgewerbes, das die Bevölkerung der textilindustriellen Regionen an die industrielle Arbeits- und Lebensweise gewöhnt hat, ausfällt, zum anderen weil der Eintritt in die Industrie viel öfter mit einem Orts- und Heimatwechsel verbunden ist. Kommt die Textilindustrie zu dem Menschen aufs Land, so muß der Mensch zu den Zentren der Großindustrie kommen, weil sie von Natur aus stärker ortsgebunden ist. Hier lassen sich daher in besonderem Maße die Phänomene der Entwurzelung und Heimatlosigkeit finden, die für die seelische Haltung des Proletariats charakteristisch sind. Hier ruft der Sog der Industrie auch die Erscheinung der Landflucht hervor, die freilich wirtschaftlich unumgänglich war, um der stark zunehmenden agrarischen Übervölkerung, dem „Pauperismus“, Einhalt zu gebieten.¹

3. Ganz anders setzt sich wiederum die Arbeiterschaft in den Maschinenfabriken, mechanischen Werkstätten und Präzisionsinstrumentenwerken zusammen. Diese sind überwiegend bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nichts weiter als zentralisierte Handwerksstätten im Großen und ihre Arbeiter kommen entsprechend häufig aus der Handwerkerschaft. Die Maschinen, die die Mechanisierung des Arbeitsprozesses ermöglichen, werden noch lange handwerklich, in kleinen Serien und von fachlich geschulten Spezialarbeitern hergestellt. Hier findet sich die Elite der Arbeiterschaft zusammen. Hohe Löhne sind für sie von Anfang an kennzeichnend. Das zeigt sich besonders dort, wo wie im Elsaß, der Schweiz, in Sachsen und im Rheinland Textilfabriken mit *Textilmaschinenfabriken* gekoppelt sind. In Einkommen, Können, sozialem Selbstbewußtsein und sozialem Prestige heben sich die Arbeiter der Maschinenwerkstätten entschieden von denen der übrigen Fabrik ab. Und das gleiche gilt von allen Manufakturen und Fabriken, die einen Stamm gelernter oder hochqualifizierter angelernter Arbeitskräfte beschäftigen, den Porzellanmanufakturen etwa schon im 18. Jahrhundert, vielen Gewehrfabriken und Geschützgießereien, später vor allem von den meist aus mechanischen

¹ Die wissenschaftliche Bewertung der „Landflucht“ ist ebenso wie die der „Handwerkerfrage“ einem starken Wandel unterworfen gewesen. Sie wurde im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert fast ausschließlich negativ beurteilt, während sie heute von Ökonomen sowohl wie von Soziologen nicht nur als „notwendig“, sondern sogar als „wünschenswert“ angesehen wird, da nur mit ihrer Hilfe Lebensstandard und Verhaltensweisen der Landbevölkerung der Industriegesellschaft angepaßt werden können. Der Wendepunkt der Beurteilung liegt für beide Fragen um das Jahr 1930, für das Handwerk gekennzeichnet etwa durch das vierbändige Werk *Das deutsche Handwerk*, Berlin 1930, für das Thema Landflucht durch das Werk von P. Quante, *Die Flucht aus der Landwirtschaft. Umfang und Ursachen der ländlichen Abwanderung*, Berlin 1933; s. auch von ds., *Die Abwanderung aus der Landwirtschaft*. Kieler Studien 48, 1958.

Werkstätten hervorgegangenen Fabriken für Präzisionsinstrumente, optische und astronomische Geräte, Waagen, Uhren etc.

III

Das führt uns zu der *inneren Struktur der gewerblich tätigen Unterschichten*, ihrer vielfachen Gliederung und Abstufung in Arbeitsfunktionen, sozialem Ansehen, wirtschaftlichem Erfolg, Lebenshaltung und Selbstverständnis. Diese Abstufungen sind den Angehörigen dieser Schicht wohl zu allen Zeiten gegenwärtig gewesen; für das Klassenbewußtsein eines industriellen Proletariats bildeten sie das entschiedenste Hindernis. Welche Faktoren für diese Gliederung maßgeblich sind, ist nicht ganz leicht zu sagen. Sicherlich ist die Arbeitsfunktion und das sich davon ableitende *Einkommen* grundlegend, aber nicht alleinbestimmend. Vorindustrielle *Traditionen* spielen bis weit ins 19. Jahrhundert, ja bis ins 20. Jahrhundert hinein eine große Rolle, wenn etwa zünftige Papiermachergesellen in den Papierfabriken sich von den unzünftigen Arbeitern trotz sich angleichender Arbeitsfunktionen noch lange entschieden trennen – durch das Tragen eines Schurzes z.B. –, oder wenn zünftige Handwerker sich weigern, mit unzünftigen in der gleichen Werkstatt zu arbeiten. Das, was einer war, ehe er Mitglied der Arbeiterschaft wurde, ist zumindest subjektiv noch lange ein unterscheidendes Merkmal. Dabei spielen *landsmannschaftliche* oder *sprachliche Unterschiede* eine wichtige Rolle. Der Einheimische dünkt sich dem Zugewanderten überlegen und ist es oft auch, da er weniger entwurzelt ist, da ihm die Um- und Arbeitswelt vertrauter ist und er oft schon die besten Stellungen besetzt hält. Wer einen fremden Dialekt oder gar eine fremde Sprache spricht, gilt oft als minderwertig. Ähnlich sind die *Unterschiede zwischen Stadt und Land*. Arbeitermemoiren bezeugen, wie ausgeprägt der Gegensatz in Selbstbewußtsein, Lebensführung und Arbeitsethos zwischen dem vom Land kommenden und dem schon in der Stadt aufgewachsenen Industriearbeiter gewesen ist. Während der erste die Freizeit meist verschief, an der Arbeitsstelle aber schuftete, wie er das von seinem ländlichen Arbeitsrhythmus her gewöhnt war, legte der Städter Wert auf Nutzung der Freizeit zu Vergnügen oder Bildung und neigte dazu, seine Kräfte in der Arbeit zu schonen. Daß ein ganz beträchtlicher *Unterschied in der Haltung weiblicher und männlicher Fabrikarbeiter* sowohl in der Einstellung zur Arbeit wie der Freizeitbeschäftigung bestand, wird besonders da deutlich, wo neben der beide Geschlechter vereinigenden Textilindustrie noch andere, ausschließlich männlich besetzte Industriezweige, etwa Maschinenfabriken, Stahl- oder Bergwerke vorhanden waren. Sie zahlten nicht nur besser, sondern waren im

Bewußtsein der Arbeiterschaft eindeutig höher zu klassifizieren, und die Berichte über frühindustrielle Fabrikstädte und -landschaften lauten sehr verschieden, je nachdem ob es sich um eine männliche, weibliche oder gemischte Arbeiterschaft handelt.

Aus der vorindustriellen Welt stammt auch die *Scheidung besserer und schlechterer Berufe*. Der Kupferschmied steht über dem Hufschmied und der Rundwirker über dem Bandwirker. Sie unterscheiden sich meist nach der Feinheit und dem Wert des Produktes, eine Unterscheidung, die in der arbeitsteiligen Welt der Manufaktur und Fabrik mehr und mehr durch die Scheidung nach der Funktion bei der Bearbeitung ein- und desselben Produkts abgelöst wird. Diese Scheidung nach der Arbeitsfunktion erscheint als der wichtigste sozial gliedernde Einzelfaktor. Hier ist nicht nur die einfache Unterscheidung von Meistern, Vorarbeitern, gelernten und ungelernten Kräften nötig, sondern eine große Skala von Funktionen tut sich auf, die von Industriezweig zu Industriezweig, ja von Betrieb zu Betrieb variiert. Für die ausgebaute industrielle Gesellschaft ist diese Erkenntnis selbstverständlich und von der empirischen Sozialforschung im einzelnen oft nachgewiesen worden. Seltsamerweise erhält sich aber gerade bei Soziologen die Vorstellung, daß dies im Zeitalter der Frühindustrialisierung grundlegend anders gewesen sei. „Einzug der Ungelernten und Auszug der Gelernten“ sei das Motto der ersten Phase der Industrialisierung gewesen, heißt es da, während in einer zweiten Phase dieser Vorgang sich umgekehrt habe.¹ Und manche Soziologen haben diese Unterschiede zur Theorie einer gegenläufigen Zweiphasenbewegung der industriellen Gesellschaft ausgebaut, bei der die erste Phase, statistisch gekennzeichnet durch eine überproportionale Zunahme der Arbeiterschaft, zur Klassengesellschaft hin, die zweite dagegen, etwa seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, statistisch gekennzeichnet durch ein stärkeres Wachstum der Angestelltenberufe, von der Klassengesellschaft weg tendiere.²

Dieser Auffassung liegt offenbar ein völlig simplifiziertes Bild von der Fabrik in ihren Anfängen zugrunde. Die mechanische Spinnerei scheint als einzige Betriebsform dabei Modell gestanden zu haben,

¹ Eine Zusammenfassung der älteren Lehrmeinung der Soziologie über die soziale Struktur des frühindustriellen Fabrikbetriebes gibt Ralf Dahrendorf im ersten Teil seines Aufsatzes *Industrielle Fertigkeiten und soziale Schichtung* in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 8, 1956, S. 540-568, bes. S. 542 ff. Dahrendorf selbst identifiziert sich zwar nicht mehr vollständig mit ds. Auffassungen, hält aber die Zweiphasen-Theorie aufrecht. Ähnlich auch Th. Geiger, *Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel*, Köln 1949, S. 87 f.

² Neben Th. Geiger, a.a.O., auch J. Chr. Papalekas (im Anschluß an H. Freyer), *Wandlungen im Baugesetz der industriellen Gesellschaft*, in: *Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss.* 115, 1959, S. 13-23.

und nicht einmal für sie trifft diese Aussage ganz zu. Tatsächlich läßt sich in *allen* Phasen der Industrialisierung eine Zunahme der Arbeitsteilung und Differenzierung der Arbeitsfunktionen feststellen; sowohl der Leistungsanspruch der Arbeitsplätze wie ihre Bewertung für den gesamten Produktionsablauf werden in immer verfeinerten Kategorien erfaßt. Und das trifft auch schon auf die nicht- oder teilmechanisierte Manufaktur und bis zu einem gewissen Grade auch auf die verlegerisch organisierte Heimindustrie zu. Eine Fabrik oder Manufaktur mit einer Masse völlig gleichförmig sich beschäftigender Personen hat es gerade in der Frühzeit nur selten gegeben. Schon die Technik der industriellen Frühzeit war mit soviel Mängeln und Tücken behaftet, daß eine Vereinheitlichung des Arbeitsprozesses fast nirgends möglich war. Von den Maschinenfabriken wurde schon erwähnt, daß sie fast ganz als eine Versammlung von Handwerksstätten angesprochen werden können. Formerei, Gießerei, Schmiede, Schlosserei, Spenglerei, Schreinerei, Wagenmacherei, etc. stehen mehr nebeneinander als daß sie einander zugeordnet sind. Jede wird von einem Meister seines Handwerks dirigiert, und in den meisten werden wiederum Fachleute verschiedenster Art beschäftigt, deren Lohn je nach Tradition, Wichtigkeit für den Arbeitsprozeß, Unersetzlichkeit etc. unterschiedlich gewesen ist. In den Stahlwerken mag demgegenüber der angelernte Arbeiter vorherrschen, aber die Funktionen am Hochofen, im Walzwerk oder der Gießerei stellen doch so unterschiedliche Anforderungen an Körperkraft, Hitzeempfindlichkeit, Sehkraft, Geschicklichkeit, Konzentrationsfähigkeit oder Reaktionsgeschwindigkeit, daß schon von diesen mehr psychologischen Verschiedenheiten her Differenzierungen unerlässlich sind. Und wichtig war auch hier die alte Tradition der Eisenwerke, die nicht nur festumschriebene, mit verschiedenem Prestige belegte Funktionen kannte, sondern auch Unterschiede im rechtlichen, politischen und sozialen Status ihrer Arbeiterschaft. So gab es z.B. in den Eisenwerken und Bergwerken noch des frühen 19. Jahrhunderts eine privilegierte ständige Arbeiterschaft, die Werkwohnungen, Krankenversicherung, Kündigungsschutz und Hilfe bei Arbeitsunfähigkeit genoß, dafür in ihrem Lohn oft behördlich fixiert und in der Freizügigkeit beschränkt war, während die unständige Arbeiterschaft diese sozialen Sicherungen nicht besaß, dafür jedoch Lohnfreiheit und Freizügigkeit. Ähnliche Voraussetzungen, so verschieden sie im einzelnen sein mögen, treffen für jeden Industriezweig zu.¹

¹ Auf diese innerbetrieblichen Statusunterschiede geht näher ein mein am 5.3.1963 vor der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Mainz gehaltener Vortrag „Innerbetrieblicher und sozialer Status der frühen Fabrikarbeiterschaft“, der in einem von F. Lütge herausgegebenen Sammelband der Mainzer Tagung im Verlag Gustav Fischer, Stuttgart, erscheinen wird.

In einer Zeit, in der technisches Können (know-how) noch oft ein Geheimnis ist, jedenfalls aber viel weniger verbreitungsfähig als in der entwickelten Industriegesellschaft, gibt es zudem den Arbeiter mit Sonderstatus. Ob es sich um die Bläser eines Glaswerks, die Maler oder Massearbeiter in einer Porzellanmanufaktur, die Dessinateure und Formenmacher in einer Textildruckerei, oder die Mechaniker in einer Dampfweberei handelt – sie sind stets für ihren Betrieb unersetzlich, oft von weither geholt, mit rechtlichen Privilegien wie Militär-, Abgaben- und Gerichtsfreiheit versehen, und um ein Vielfaches besser bezahlt als der ungelernete oder nicht lebenswichtige Facharbeiter ihres Betriebes.

Den besten Eindruck von der überraschend großen Differenzierung innerhalb der Arbeiterschaft geben die *Lohnskalen* der Manufakturen und Fabriken des 18. und frühen 19. Jahrhunderts.¹ Sie zeigen selbst bei kleinen Betrieben von ca. 30 Arbeitern sechs bis acht Lohngruppen mit einer Variationsbreite, wie sie in entwickelten industriellen Betrieben nur noch selten zu finden ist. Spezialarbeiter verdienen leicht das Vier- oder Fünffache des Lohnes der Ungelernten, und bezieht man die jugendlichen Arbeiter und Kinder mit ein, so erreicht die Spanne des bestbezahlten zu dem schlechtestbezahlten Arbeiter in einer Fabrik leicht das Verhältnis 1:8 oder 1:12. Bemerkenswert ist dabei, daß unentbehrliche Spezialarbeiter oft besser verdienen als die Meister, aber auch daß innerhalb relativ homogener Gruppen, z.B. gelernter Handwerker, noch Spannen wie 1:2 und 1:3 zustande kommen, je nach der Funktion, die sie in ihrem Betrieb ausüben. In der Verteilung der Arbeiter auf die Lohngruppen zeigt sich der auffälligste Unterschied zu Verhältnissen in entwickelten Industrieländern darin, daß die unteren, aber auch die oberen Gruppen stark besetzt sind, die mittleren dagegen nur dünn. Das bedeutet, daß der großen Schar der unqualifizierten, für den industriellen Arbeitsprozeß nur schwer zu gebrauchenden Arbeiter eine nicht unbedeutende Gruppe von qualifizierten, für den Arbeitsprozeß wichtigen, ja unentbehrlichen gegenübersteht, die sich deutlich von den anderen abhebt. Bei fortschreitender Industrialisierung hebt sich dann das Niveau der großen Zahl der Ungelernten teils durch allmähliche Gewöhnung an den industriellen Arbeitsprozeß und seine Erfordernisse, teils durch verbesserte Schulbildung, und die Differenz zwischen den Gruppen verringert sich, so daß nun die mittleren Lohnkategorien weit stärker besetzt sind.²

¹ Beispiele dafür wird ebenfalls meine in der vorigen Anm. genannte Veröffentlichung bringen.

² Vgl. dazu allgemein C. Kerr, J. T. Dunlop, F. H. Harbison, C. A. Myers, *Industrialism and Industrial Man. The Problems of Labor and Management in Economic Growth*, Cambridge (Mass.) 1960, bes. S. 170 ff. u. 197 ff.

Sind schon innerhalb eines Betriebes die Lohndifferenzen so beträchtlich, daß man, wenigstens soweit es die wirtschaftliche Lage betrifft, kaum von einer einheitlichen Arbeiterschaft sprechen kann, so weiten sie sich noch einmal kräftig aus, wenn man die „handarbeitenden Klassen“, wie der Terminus noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts lautet, insgesamt betrachtet. Eine solche Analyse ist für das Ende unserer Periode, für das Jahr 1848, in Baden durchgeführt worden.¹ Ein Fabrikmeister verdiente danach das Fünfzigfache des Lohnes einer Strohflechterin. Selbst wenn wir beide Extreme ausschalten, wofür übrigens mindestens in Bezug auf die Strohflechterin keine Notwendigkeit vorliegt, und die Löhne von besser bezahlten Heimarbeiterinnen bzw. Fabrikkindern auf der einen Seite und die von Spezialarbeitern, die sich nicht in Meisterstellung befinden, auf der anderen Seite gegenüberstellen, so ist das Verhältnis noch immer 1:11,5. Selbst wenn wir die Kinder und Jugendlichen auf der einen Seite und die Spezialarbeiter auf der anderen Seite ausschließen und nur einen Vergleich zwischen den Löhnen ungelernter erwachsener weiblicher Tagelöhner und gelernter, aber nicht außergewöhnlich qualifizierter männlicher Arbeiter ziehen, finden wir noch eine Relation von 1:4. Auch ein Vergleich nur zwischen erwachsenen Männern ergibt noch große Unterschiede. So beträgt die Spanne bei Ausschaltung der Meister- und Mechanikerfunktionen 1:2,5, bei ihrer Berücksichtigung 1:5 (landwirtschaftlicher Tagelöhner:Fabrikmechaniker) bzw. 1:6,7 (landwirtschaftlicher Tagelöhner:Fabrikmeister).

Diese Beispiele über die Differenzierung des Verdienstes innerhalb der Unterschichten im Zeitalter der frühen Industrialisierung zeigen mit unübersehbarer Deutlichkeit, dass es so etwas wie eine gemeinsame wirtschaftliche Klassenlage nicht gegeben hat. Mag die der Mehrzahl für unsere Vorstellungen unfaßbar schlecht gewesen sein – niemand wird das bestreiten wollen – so gab es doch offenbar nicht nur Ausnahmen, sondern ganze Ausnahmegruppen, gab es innerhalb der Unterschichten Auf- und Abstiegsmöglichkeiten, die auch von den Angehörigen der Unterschichten lebhaft empfunden worden sind. Die Erinnerungen, Briefe und Tagebücher, die von ihnen erhalten sind, bezeugen, wie stark solche Unterschiede nicht nur der wirtschaftlichen Situation, sondern auch des sozialen Prestiges und der persönlichen Befriedigung im Selbstbewußtsein der Unterschichten gewesen sind.

Die Fabrikarbeit hat dabei in der Prestige- und Einkommensskala der Unterschichten einen unterschiedlichen Rang. Allgemein gilt,

¹ Für Einzelheiten s. mein Buch „Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden“. Berlin 1962, S. 367 ff.

dass das Einkommen aus Fabrikarbeit im Vergleich zu anderen Gruppen höher rangierte als das Prestige. Obwohl ein Handwerker, wenn er in einer Fabrik seinem Beruf nachgeht, im allgemeinen mehr verdient, als wenn er in einer Handwerkswerkstatt oder als Kleinmeister arbeitet, obwohl auch die weibliche Fabrikarbeiterin mehr verdient als die Tagelöhnerin auf dem Lande oder in der Heimarbeit, bleibt das soziale Ansehen der Fabrikarbeiter lange Zeit niedrig. Die Ursachen hierfür sind vor allem in vorindustriellen sozialen Wertvorstellungen zu suchen, die erhalten blieben, auch als sie ihren Sinn bereits verloren hatten. Daneben aber spielte mit, daß der Übergang zur Fabrik wenigstens in alten Textillandschaften zunächst eine negative Auslese unter den Heimarbeitern schuf. Da die Fabrik zuerst die einfacheren Vorgänge mechanisierte, zwang sie die Heimarbeiter zum Ausweichen auf die komplizierteren, feineren: zunächst konnte nur grobes Baumwollgarn mechanisch gesponnen werden, feines mußte, vor allem auf dem Kontinent, noch bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts von Hand hergestellt werden. Der gleiche Prozeß wiederholte sich in der Weberei. Somit wurden zuerst diejenigen überflüssig und in die Fabrik gedrängt, die zum Übergang auf höherwertige Produkte nicht in der Lage waren. Das hatte eine Abwertung der Fabrikarbeit und eine Aufwertung der Heimarbeit zur Folge. Es ist interessant zu beobachten, wie sich in solchen Textillandschaften all die moralischen Verdammungsurteile, die im 18. Jahrhundert der Heimarbeit gegolten hatten – daß sie die Menschen verweichliche und untauglich zu „ordentlicher“ Arbeit mache, daß sie Putz- und Prunksucht fördere, weil sie Bargeld einbringe, daß sie frühe Ehen und unmoralischen Lebenswandel fördere – im frühen 19. Jahrhundert nun auf die Fabrikarbeit angewandt werden, während die Heimarbeit nun als Wahrerin von Herkommen und Sitte in jenem idyllischen Licht erscheint, in dem früher nur die Landwirtschaft sich sonnte.¹

Sozial also blieb der Rang der Fabrikarbeiter, mindestens der ungelerten „Hand“, innerhalb der Unterschichten niedrig, während er wirtschaftlich bereits zu steigen begann. Es kann hier nicht mehr gezeigt werden, wie sich diese Diskrepanz im Laufe des Jahrhunderts zu schließen begann. Dazu bedurfte es nicht nur einer Anhebung der Anforderungen, die an die Fabrikarbeiter im Vergleich zu den anderen Arbeiterkategorien gestellt wurden, sondern auch einer Wandlung der sozialen Werteskala. Beide Prozesse scheinen heute, wenn nicht abgeschlossen, so doch in ihrem Trend deutlich erkennbar. Ein Kenn-

¹ R. Braun, *Industrialisierung und Volksleben*. Bd. II: Das 19. Jahrhundert (Manuskript), S. 9.

zeichen dafür mag sein, daß in den unterentwickelten Gebieten der Gegenwart Fabrikarbeit sozial nicht mehr niedrig, sondern hoch rangiert.¹

In der Tat ist mit der Industrialisierung nicht nur das uralte Menschheitsproblem der Armut gelöst worden, so dass es heute in entwickelten Industriegesellschaften nur noch ein soziales Sonderproblem darstellt, das nur noch einzelne, relativ kleine Gruppen oder Individuen betrifft, sondern auch die Erlösung der handarbeitenden Schichten, der Standeslosen der alten Gesellschaft, aus ihrem Pariadasein. Die einstmals nicht mitzählten, weil sie nicht als „Stand“, kaum als Menschen gezählt wurden, sind heute die gesellschaftstragende Schicht schlechthin geworden.

Die Armut zurückgedrängt, ja beseitigt, den Stand der Standeslosen aufgelöst und in die industrielle Gesellschaft eingegliedert zu haben, das ist in Wahrheit das ökonomische und soziale Ergebnis des Industrialisierungsprozesses. Nur wer sich von ideologischer Voreingenommenheit nicht lösen kann oder wer seinen Blick einseitig auf die spezifischen Probleme und Nöte einer Gesellschaft am Beginn eines Umformungsprozesses mit seinen Erscheinungen der sozialen Desintegration fixiert, ohne das Vorher und Nachher zu bedenken, kann das heute noch bestreiten.² Dem unvoreingenommenen Blick eröffnet sich indessen bei näherem Zusehen die Welt der sozialen Unterschichten dieser Periode als eine vielfältig differenzierte, in sich abgestufte, zwar von Not und Armut durchweg bedrängte, oft hoffnungslos dahinvegetierende große Gruppe von Menschen, der sich jedoch in eben dieser Periode der frühen Industrialisierung zum ersten Male eine dauerhafte Überlebenschance eröffnet.

¹ C. Kerr u.a., *Industrialism and Industrial Man*, S. 168.

² Das groteskste Beispiel dafür ist wohl J. Kuczynski, der „eine fortlaufende Senkung der Kaufkraft“ der Arbeiterlöhne für die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts gefunden zu haben glaubt. Da sich nach ihm auch die Arbeitsbedingungen in dieser Zeit „fortlaufend und schnell“ verschlechtern, stellt sie „eine Periode unaufhörlicher, eintöniger Verschlechterung der Lage des Arbeiters“ dar. (*Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1800 bis zur Gegenwart*. Band I, 3. Aufl., Berlin 1947, S. 48, 69, 75.) Über die Fragwürdigkeit seiner Berechnungen, besonders für das 20. Jahrhundert, hat schon Th. Geiger, *Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel*, S. 62 ff., das Nötige gesagt.